

Zeitsplitter: Erinnerungen an die Seefahrt in den 1940er Jahren

Constabel, Hans

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Constabel, H. (2008). Zeitsplitter: Erinnerungen an die Seefahrt in den 1940er Jahren. *Deutsches Schifffahrtsarchiv*, 31, 327-352. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-65941-4>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

► HANS CONSTABEL

Zeitsplitter

Erinnerungen an die Seefahrt in den 1940er Jahren¹

Am Vorabend des Krieges

Juli 1938, Marine-HJ-Lager Laboe an der Ostsee, nicht weit von Kiel entfernt, in der Nähe des Marineehrenmales, auf einem größeren Rasenplateau eine Zeltstadt

In dem unten am Strand befindlichen Bootshafen liegen etliche Ausbildungsboote, überwiegend Kutter, aber auch kleinere Segelboote, dazu ein Fahnenmast mit HJ-Fahne. Überall sieht man die Jungen mit irgendetwas beschäftigt. Einige, sie haben Küchendienst, schälen gerade Kartoffeln. Vor einem Zelt sitzen etwa zehn Jungen, jeder mit einem Tampen in der Hand. Sie üben Seemannsknoten. Etwas weiter entfernt stehen sich paarweise uniformierte Marinehitlerjungen gegenüber, mit rot-weißen SignalfLAGgen in der Hand. Sie üben »Winkern«, die Signalsprache der Seefahrt. Einige Kutter sind auf der Kieler Förde unterwegs. Sie machen »Bootsdienst«, zehn Jungen und ein Bootsführer je Kutter. Man hört die Kommandos: »Ruder an!«, »Halt Wasser!«, »Streich Backbord, Ruder an Steuerbord!«, »Riemen hoch!« So schallt es über das Wasser. Mit dem Fernglas könnte man erkennen, dass den Jungen der Schweiß von der Stirn trieft, während sie die schweren Riemen im Gleichklang durch das Wasser bewegen.

Vom Kriegshafen kommend, taucht, langsam immer größer werdend, ein Kriegsschiff auf. Ein Neubau ist es, ein Schlachtschiff, der momentane Stolz der deutschen Kriegsmarine: die GNEISENAU. Sie macht ihre erste Fahrt. Der »Führer« sei an Bord, heißt es. Die Jungen üben und üben, wollen ihrem geliebten »Führer« einen zackigen, vorschriftsmäßigen »Riemen-Hoch-Gruß« erweisen, sind voll freudiger Erregung. Die GNEISENAU kommt näher. Sie erkennen die Führerstandarte im Topp, versuchen, möglichst dicht heranzurudern. Der Moment ist gekommen: »Riemen hoch«, erschallt das Kommando. Sie blicken hinüber. An Deck der GNEISENAU sehen sie nur einige Besatzungsmitglieder, kein »Führer« ist zu entdecken. Auf der anderen Seite des Schlachtschiffes passiert gerade ein Unterseeboot. Dessen Besatzungsmitglieder stehen in Paradeaufstellung an Oberdeck, um ihren obersten Befehlshaber zu grüßen. Dieser scheint den Gruß zu erwidern. Aber die Jungen? Sie sind bitter enttäuscht. Hans denkt: »Er hat uns im Stich gelassen.«

Oktober 1938

Frieden! Peace! Paix! So hat es überall in Europa getönt, seit vor wenigen Tagen in München eine vertragliche Übereinkunft über die Lösung der »Sudetenkrise« zustande gekommen ist. Die Namen Chamberlain, Daladier, Mussolini waren neben dem des »großen Führers« Adolf Hitler in aller Munde. Eine bis dahin schwelende, schier unerträglich werdende Spannung hatte sich über Nacht in Hoffnung verwandelt.

Onkel Hermann aus Flensburg ist da, in Luftwaffenuniform, als Feldwebel der Reserve. Er musste sein Geschäft im Stich lassen, denn man hatte ihn kurzfristig eingezogen, wegen der »Sudetenkrise«. Jetzt sitzen sie beisammen. Jeder hat vor sich ein Gläschen Wein. Sie wirken gelöst: »Darauf wollen wir einen nehmen. Auf den Frieden!« Der Vater meint: »Das ging noch mal gut. Ich glaube fest, dass der endgültige Friede durch diese Übereinkunft gesichert ist. Hitler selbst hat ja gesagt, dass die Frage der Kolonien kein Kriegsgrund ist. Da wird man auch noch eine gute Regelung finden in friedlicher Zusammenarbeit.«

»Deine Worte in Gottes Ohr«, meint der weltoffene, kritische Onkel. »Irgendwie ist mir auch jetzt nicht wohl. Ich würde dem Hitler glatt zutrauen, dass er wegen seiner vielen Erfolge noch mehr überschnappt. Er muss ja langsam denken, er sei der liebe Gott persönlich, wenn er sich so überall durch die jubelnden Massen bewegt. Hör dir doch nur mal seine schnarrende, selbstherrliche Stimme an, wenn er seine großen Reden schwingt. Also, ich weiß nicht so recht. Schön wäre es ja, wenn es stimmte ...«

»Sei du mal froh, dass er so oft redet«, meint der Vater. »Du kannst dich doch nicht beklagen. Dadurch und durch die neuen Volksempfänger ist dein Radioumsatz doch erst richtig gestiegen. Schwächen hat jedes System. Aber man muss doch wirklich und wahrhaftig die beispiellosen Erfolge anerkennen, die wir seit 1933 erzielt haben. Wir sind wieder voll anerkannt in der Welt! Alle Deutschen leben wieder unter einem Dach, die Ungerechtigkeiten des Versailler Vertrages sind beseitigt. Wir sind wieder stark, niemand wird es wagen, uns anzugreifen! Man kann sich wieder auf die Straße wagen. Keiner hungert, keiner friert.«

»Aber um welchen Preis«, meint Onkel Hermann. »Weißt du, Jacob, ich denke mitunter: ›Was nützt es schon, wenn man auf Pump ein riesengroßes Schiff baut, größer und schöner als alle anderen, wenn dieses beim ersten großen Sturm auseinanderbricht und alle Leute, die darauf waren, ersaufen?‹«

Hans hat interessiert zugehört, hält sich aber zurück, kann den Onkel gar nicht recht verstehen und denkt bei sich: ›Wenn ich das melden würde, dann würde Onkel Hermann wohl einige Schwierigkeiten bekommen.‹ Aber er hängt sehr an seinem Onkel.

Die Mutter kommt herein. »Könnt ihr denn nicht endlich mal aufhören mit dieser blöden Politik? Ich habe schon genug Angst ausgestanden in den vergangenen Monaten!« »Elfriede hat recht«, stellen sie übereinstimmend fest. Man wendet sich erfreulicheren, familiären Themen zu.

Krieg!

1. September 1939, in der Waschküche

Tille Becker hilft der Mutter bei der regelmäßigen »großen Wäsche«. Im großen brikettgeheizten Waschkessel brodeln es. Gerade ist sie dabei, mit einem Eimer Regenwasser aus dem Bach zu holen, zum Weichspülen der Wäsche. Nachher soll diese dann durch die Wringmaschine gedreht werden, wobei Hans und Frauke helfen müssen. Soeben kommt der Junge aus der Schule, schneller als gewöhnlich. Er ist völlig außer Atem, ruft schon in der Haustür: »Mama, habt ihr

schon gehört? Es ist Krieg! Unsere Truppen sind in Polen einmarschiert! Eben ist eine Sondermeldung durch das Radio gekommen. Sie sind schon im Vormarsch!«

»Diese Schweine, diese gottverdammten Schweine!«, platzt es aus Tille Becker heraus. »Die meinen wohl, jetzt sind ein paar Fresser zu viel auf der Erde, dann machen sie einfach Krieg und schießen welche tot!« Hans ereifert sich, wird zornig. »Frau Becker, so etwas dürfen Sie nie sagen! Wissen Sie denn nicht, was die Polen überall mit unseren Deutschen gemacht haben? Wir sind doch ein zivilisiertes, germanisches Kulturvolk! Sollen wir denn dulden, dass die ›Polaken‹ einfach unseren deutschen Sender überfallen und überall Volksdeutsche massakrieren?«

Tille Becker ist nicht zu bremsen: »Sei man schön ruhig, mein Jung. Man weiß ja überhaupt nicht, ob das alles so stimmt. Bist du dabei gewesen? Und die Nazis mit ihrer reinen Weste haben schließlich auch so allerlei auf dem Kerbholz. Darüber wird nur nicht geredet!« Tille hat drei Söhne, alle wehrdienstfähig und Reservisten. »Wir wollen hoffen, dass es schnell zu einem Waffenstillstand kommt und zu einer friedlichen Einigung, wie im vorigen Jahr«, wirft die Mutter ein, um die Gemüter zu beruhigen.

Immer noch September 1939

Mehrere Anzeigen in der Zeitung, schwarz umrandet, oben ein Eisernes Kreuz: »Gefallen für Führer, Volk und Vaterland«. Die Menschen wirken bedrückt. In der Aula der Gelehrtenschule ist man zusammengekommen. Man hört keinen Laut. Alle haben sich von ihren Plätzen erhoben. Zwei Namen werden verlesen: die eines Lehrers und eines ehemaligen Schülers. Sie leben nicht mehr, liegen irgendwo in Polen, in einem fremden Land. Der Rektor muss etwas sagen. Mit gebrochener Stimme bringt er einige Worte heraus, von gerechtem Kampf, Gott, Vaterland und ewigem Gedenken ist die Rede. Das Lied vom guten Kameraden erklingt. Man bleibt noch ein wenig stehen, verlässt dann schweigend den Raum.

Weiter bis Oktober 1941

Viele Lehrer werden eingezogen, etliche Primaner bekommen vorzeitig den sogenannten »Reifevermerk«, werden Soldat. Hans' schulische Leistungen lassen mal wieder sehr zu wünschen übrig, Fünfen en masse. Selbst die Leistungen in Biologie seien sehr schlecht, hat der Lehrer



Abb. 1 Signaldienst beim Ansegeln des Meldorfer Seglervereins, 1939.

dem verzweifelten Vater während einer längeren »Audienz« kundgetan. Hans verspricht endgültige Besserung. Sein Wunschtraum ist es, recht bald zur Kriegsmarine zu gehen und für die aus seiner damaligen Sicht gerechte Sache zu kämpfen. Dafür werde er alles tun, sagt er.

Er hat sich mit Karl-Heinz, seinem guten Klassenkameraden, zusammengetan. Jeden Morgen vor Schulbeginn treffen sie sich auf dem Sportplatz und trainieren. Sie ergänzen sich bei den Schularbeiten, kleinere Leistungssteigerungen sind erkennbar. Den beiden wird die Verantwortung für die Schulboote übertragen, nachdem der Lehrer eingezogen wurde. Sie nehmen dieses Amt mit viel Engagement wahr. Marine-HJ-Führer ist Hans nun auch geworden. Aber das Häuflein ist bereits arg zusammengeschmolzen. Viele der Jungen tragen schon die »richtige« Marineuniform.

Ein sternenklarer Abend

Man hört in der Luft ein monotones, langsam lauter werdendes Brummen. Im Ort ist es überall dunkel, alle Lampen sind abgeblendet. Familie Constabel steht vor dem Haus: Vater, Mutter,

Hans und Frauke. Auch etliche Nachbarn sind auf den Beinen. Dann blitzt es auf, im Norden, in der Gegend von Hemmingstedt. Direkt danach ein bellender, kurzer Knall. Scheinwerfer leuchten auf, suchen am Himmel herum, treffen sich schließlich in einem Strahlenbündel. Der Geschützlärm nimmt zu. Man erkennt auch Bündel von Leuchtpurgranaten, die nach oben streben. Mitunter kann man in der Luft etwas aufblitzen sehen, immer näher kommend. »Das sind unsere Flugabwehrgranaten«, sagt der Vater. Er kennt das noch vom Ersten Weltkrieg her, an dem er teilgenommen hat. »Passt auf, die holen noch einen von den Brüdern herunter«, meint er.

Doch dann passiert etwas anderes: Es rauscht in der Luft. Plötzlich liegt vor ihren Füßen etwas auf dem Boden – der große Splitter einer Flak-Granate! Hans hebt ihn auf, besitzt ihn noch heute. »Die Sache wird gefährlich, wir wollen doch lieber reingehen«, so der Vater. »Jetzt heißt er aber wirklich Meyer!« »Wer?« »Na, der Göring«, meint die Mutter.² Am nächsten Morgen finden sie auf der nahege-



Abb. 2 Über Deutschland 1941 abgeworfenes Flugblatt.

legenen Wiese Hunderte von Flugblättern, bedruckt mit einem großen Hakenkreuz am Galgen. Dabei steht: *Es kommt der Tag!* ... Sie nehmen diese Androhung nicht ernst. Man ist ja überall auf siegreichem Vormarsch. Die Flugblätter müssen sie alle abgeben: Feindpropaganda. Aber einige behalten sie einfach, trotz Strafandrohung.

Kriegsmarinejahre in Dur und Moll

Oktober 1941, auf dem Stralsunder Bahnhof

Ein Zug fährt ein. Ihm entsteigen viele junge Männer, alle haben einen kurzen Haarschnitt, tragen ein kleines Kofferchen. Auf dem Bahnsteig stehen etliche Kriegsmarineleute, meist Unteroffiziere im »Kieler Knabenanzug«, wie man scherzhaft sagt. Auch zwei Bootsmänner sind dabei. Nach Überprüfung der Einberufungspapiere hat man sich schnell formiert. Der Bootsmann kommandiert: »Im Gleichschritt, marsch!«, und ab geht es, Richtung Dänholm, wo die Kasernen liegen. Sie marschieren ordentlich und diszipliniert; man sieht, dass sie es nicht zum ersten Mal machen.

Einteilung, Einkleidung, Zeugdienst – sie lernen u.a., wie man Namenslappchen einnäht –, Sport, Exerzieren (»Gehen und Stehen lernen«), Schießausbildung, Unterricht jeder Art. »Euch Burschen werden wir es schon beibringen«, meint der Obermaat. »Wir werden schon Männer aus euch machen! Schleifen muss man euch, bis das Wasser im Arsch kocht!« Sie marschieren zu einer Sandgrube, »Tal des Todes« wird sie genannt, in voller Ausrüstung, schwer bepackt mit Stahlhelm, Gewehr und allem, was so dazugehört. Auf jeder Seite der Grube stehen ein paar Vorgesetzte. Gerade brüllt einer: »Zur anderen Seite, marsch, marsch!« »Wollt ihr wohl laufen, ihr lahmen Säcke!«, keifen andere. Sie waten durch den dünnen Sand, ächzen und stöhnen. Keuchend kommen sie drüben an. Da ertönt es schon wieder: »Zur anderen Seite, marsch, marsch!« Sie haben das Gefühl, an der Grenze ihrer Kraft angelangt zu sein. Aber das Spiel ist noch längst nicht beendet. Man hat ein anderes Mittel zum Anspornen parat. Plötzlich heißt es: »Die ersten drei können ausscheiden.«

Und weiter geht der Ertüchtigungsreigen. Jetzt aber zeigt sich plötzlich etwas ganz anderes: die Kameradschaft. Die Übriggebliebenen wollen sich nicht auseinanderdividieren lassen. Sie formieren sich einfach in einer breiten Formation, einer neben dem anderen. Wie in Trance hören sie das immer lauter werdende Gebrüll, kümmern sich einfach nicht darum. Einer bleibt am Boden liegen, kann nicht mehr. Sie helfen ihm hoch. Das Spiel ist beendet. »Diese verfluchten Hunde«, platzt es aus Hans heraus. Aber dann denkt er, wie alle anderen: »Was mich nicht umbringt, macht mich härter! Wenn ich später mal Verantwortung tragen will, dann muss ich durchhalten.«

Sie dürfen sich ein wenig verschnaufen. Dann müssen sie antreten. »Das war nur, damit ihr einen ganz kleinen Vorgeschmack habt von dem, was an der Front auf euch zukommen wird«, meint der Obermaat. »Passt man auf, wie euch die Muffe gehen wird, wenn euch erst die Scheiße um die Ohren fliegt!« Sie duschen sich, ziehen sich um, empfinden jetzt plötzlich Genugtuung über ihre Leistungen.

Januar 1942, im Lazarett in Stralsund

Ein Krankenzimmer, sechs Soldaten liegen darin: Ein Feldwebel, schwer verwundet in Russland, ein Soldat der Waffen-SS, Familienvater, schwer verwundet in Russland, ein drahtiger junger Soldat, keine 18 Jahre alt – er ist Kroat, dient bei einer kroatischen Sondereinheit der Waffen-SS –, dann noch drei Marinesoldaten, einer von ihnen ist Hans. Seine Kameraden von der Trup-

pe besuchen ihn. Sie wollen sich verabschieden, kommen an Bord, an die Front. Sie haben ihm auch gesagt, dass er nach Palermo gehen soll, zu den Schnellbooten. Aber daraus kann wohl noch nichts werden. Er hat sich eine Bänderverletzung am Knie zugezogen. Das werde wohl noch einige Monate dauern, meinte der Stabsarzt. Hans ist bitter enttäuscht, träumte schon vom sonnigen Süden, von Palmen und von Heldentaten. Hans-Joachim, der schwer verwundete Feldwebel, hat ihm gesagt: »Sieh man schön zu, dass du erst mal in Ruhe gesund wirst. Der Krieg geht auch ohne dich weiter, und hier bist du erst einmal ganz gut aufgehoben. Es ist noch keiner zu spät gekommen. Und so mancher hat statt eines Eisernen Kreuzes ein Stück Eisen ins Kreuz bekommen!«

Sieben ganze Monate bleibt Hans im Lazarett. Ein wenig Trost: Gute Kameraden und nette Krankenschwestern, denen man so schön beim Wickeln der Mullbinden helfen kann. Nach Hause darf er auch für ein paar Tage fahren, ist der gefeierte »Star« in seiner ehemaligen Klasse, in voller Marineuniform. Sie schwitzen gerade fürs Abitur, haben auch schon ihre Einberufung. Er hatte ja den »Reifevermerk« bekommen, weil er vorzeitig Soldat wurde. Schließlich wird Hans als »garnisondienstfähig Heimat« aus dem Lazarett entlassen. Er kann mit Sondergenehmigung erwirken, dass er endlich ein Bordkommando bekommt.

Oktober 1942, in Wilhelmshaven

Ein mit grauem Tarnanstrich versehenes größeres Kriegsschiff liegt im Dock. Mit einem Sonderzug treffen sie in »Schlicktown« ein, die angehenden Seekadetten. Ihr neues Zuhause ist der Kreuzer EMDEN.

Unterbringung auf engstem Raum, circa 50 Mann in einem »Deck«. »Backen« und Bänke hängen über ihren Köpfen, werden bei Bedarf heruntergeklappt. Ihr Zeug ist in Blechspinden seitlich untergebracht. Für jeden gibt es einen kleinen Spind, außerdem teilen sie sich zu dritt



Abb. 3 Zeugdienst auf Kreuzer EMDEN.

einen größeren. Wenn sie Unterricht haben, sitzen sie auf ihren hölzernen Schuhputzkästen, die allerdings kaum genügend Platz zum Sitzen bieten. Sie schlafen in Hängematten, dicht an dicht, in zwei Etagen. Jede Hängematte ist unten mit einer Nummer versehen. Zum Wecken sucht die Wache mittels einer Liste und unter Zuhilfenahme einer Taschenlampe die jeweiligen Nummern heraus und schüttelt die Betreffenden kurz durch, bis sie schlaftrunken aus ihren »Miefkörben« herausgekrochen sind. Wegen der Enge des Raumes setzen sich dabei auch gleich die Nachbarhängematten mit in Bewegung. Aber das scheint den Kameraden nichts auszumachen, alle sind sehr müde vom anstrengenden Dienst.

Ab geht die Seereise, durch den Nord-Ostsee-Kanal nach Gotenhafen (jetzt wieder Gdynia). Die Tage sind ausgefüllt mit Drill jeder Art, Gefechtsausbildung, Wachegehen. Wieder einmal werden sie bis an die Grenze des Erträglichen belastet. Bei kaltem, oft stürmischem Wetter beginnen ihnen »Seebeine« zu wachsen. Manchem fällt dabei am laufenden Band das Essen aus dem Gesicht. Hans steht oben, am 8,8-cm-Flugabwehrgeschütz. Eine saukalte Angelegenheit ist das, bei Kriegsmarsch. Vom Feind merken sie allerdings nicht viel, hier in der Ostsee. Es gibt zwar mitunter einmal Alarm, aber dabei bleibt es dann auch. Ein Kamerad des Schulschiffes SCHLESSEN, welches, wie die SCHLESWIG-HOLSTEIN auch, in Gotenhafen liegt, ist des Nachts hinterrücks durch polnische Freiheitskämpfer mit dem Messer erstochen worden. Seitdem gehen sie Doppelwache, das schussbereite Gewehr liegt auf den Patronentaschen. So ganz wohl ist ihm gar nicht bei dieser Art von Dienst. Bei dem leisesten Geräusch spannen sich seine Muskeln, schaut er erregt um sich in Erwartung eines herannahenden Messerstechers. Aber es kommt keiner.

Ende März, wir schreiben jetzt 1943, haben sie es geschafft. Als frisch gebackene Seekadetten werden sie nach Flensburg-Mürwik in Marsch gesetzt, per Sonderzug. Vorher eine schneidige Abschiedsmusterung. »Ihr habt eure Sache gut gemacht, Soldaten«, meint der Kommandant. Auf dem Kreuzer sind die Signalflaggen »Toni Hans Paula« gesetzt worden: »Diese Übung ist beendet.«



Abb. 4 Marineschule (ab Mai 1943 Marinekriegsschule) Mürwik.

Flensburg-Mürwik

Sie sollen zu Fähnrichen ausgebildet werden. Hans hat Glück, ist im burgähnlich anmutenden Hauptgebäude der Schule untergekommen. Verglichen mit dem engen Kreuzer kommen sie sich jetzt vor wie Gott in Frankreich. Sieben Kadetten verfügen gemeinsam über Wohn- und Arbeitsraum, Schlaf- und Waschraum. Ein halbes Jahr soll die Ausbildung dauern. Gleich nach einer kurzen Einweisung geht es los – mit einer Woche »Wehrgeistiger Truppenführung«. Als Hans die Themen dieser Tage sieht, ruft er impulsiv aus: »Gehört der Quatsch auch zu unserer Ausbildung?« Dort steht: »Der Osten als deutsche Aufgabe«, »Der Reichsgedanke im Wandel der Geschichte« und schließlich noch »Rasse und Volk«. »Den Gammel hätten sie sich auch schenken können«, meint ein anderer, »darüber haben wir schließlich genug in der Hitlerjugend gehört.« Aber dann geht es weiter: Navigation, Seemannschaft, Bootsdienst, Signaldienst, Exerzierdienst, Gefechtsdienst – sie üben die Panzerbekämpfung an einem Holzpanzer –, natürlich auch Sport.

Sie werden Fähnriche – zunächst noch »ohne Portepe« –, tragen jetzt stolz »Wäsche vorn«, wie sie es nennen. Im Flensburger Werftgelände sowie in den umliegenden Straßen brennt es. Es ist Mai, um die Mittagszeit. Die Fähnriche sind zu Aufräumarbeiten eingesetzt. Beißender Qualm, Trümmer überall – ein ganz kleiner Vorgeschmack auf das, was ihnen demnächst bevorsteht.

Schließlich haben sie ihre Abschlussprüfung bestanden, sind jetzt Fähnriche zur See (»mit Portepe«), doch weiter geht die Ausbildung. Hans wird nach Kiel-Wik kommandiert zur sogenannten »Sperrschule«. Zwei Monate lang wird ihnen in Theorie und Praxis alles das beigebracht, was mit Minen und deren Abwehr zusammenhängt. Dann nach Stralsund, zum sogenannten »Zugführerlehrgang«, was aber nichts mit der Eisenbahn zu tun hat. Dort bekommen sie erneut militärischen Schliff beigebracht. Auch lernen sie, wie sie sich als Vorgesetzte »vor der Front«, d.h. vor ihren »Untergebenen« zu bewegen haben. Höhepunkt dieser Ausbildung ist eine Fahrt nach Breslau: Der »Führer« wird zu ihnen sprechen!

Man schreibt Ende November 1943. Sie fahren mit einem Sonderzug. Es ist saukalt, der Zug nicht beheizt. In Breslau übernachten sie in einem Massenquartier. Dicht an dicht liegen sie da. Am frühen Morgen marschieren sie zur Jahrhunderthalle. Überall Kolonnen von jungen Offizieren und Fähnrichen bzw. Fahnenjunkern, die den verschiedensten Waffengattungen angehören. Die Jahrhunderthalle ist brechend voll. Nach Zeitungsberichten sollen es 20 000 Zuhörer gewesen sein. Ein Ruf: »Der Führer!« Alle erheben sich, stehen in strammer Haltung da. Ihre Blicke richten sich zum Mittelgang, wo Adolf Hitler in Begleitung hoher Offiziere erscheint. Schweigend geht er durch die Reihen, blickt nach links, blickt nach rechts. Hans kommt es vor, als ob sein »oberster Befehlshaber« ihm ganz persönlich in die Augen schauen würde. Er hatte sich den »Führer« jünger vorgestellt. Dieser wirkt mitgenommen. Dann spricht er, sehr lange: vom Willen der Gegner, Deutschland auszurotten, über die Kriegsschuld der anderen, über die Barbarei der Steppe, die über Deutschland hereinbrechen würde, falls es den Krieg verlieren sollte, über das internationale Judentum. Von einem harten Freiheitskampf ist da die Rede, aber auch von einem festen Glauben an den Sieg. »Jeder Offizier muss sich immer dessen bewusst sein, dass dort, wo er kämpft, das Schicksal des deutschen Volkes und Reiches in seine Hand gelegt ist!« Hitler hat seine Rede beendet und verlässt den Ort des Geschehens. Hans hat viel gejubelt, um ihn herum brauste der Jubel seiner Kameraden.

1943, um die Weihnachtszeit, in der Heimatstadt

Hans ist Urlauber, hat sein »Frontkommando« schon in der Tasche, trifft manche Bekannte, darunter etliche Urlauber wie er. Viele der alten Kameraden sind nicht mehr: Zwei von ihnen sind

auf See geblieben, sie waren bei der U-Boot-Waffe, der Freund aus dem Nachbarhaus ist als Fallschirmjäger-Leutnant über Kreta abgeschossen worden. Sie treffen sich in der »Erheiterung«, im sogenannten »Rosenzimmer«, tauschen Erlebnisse aus, sprechen von früher. Die Stimmung ist nicht ausgelassen, aber auch nicht trüb. Einige Marinekameraden sind auch da, so Wilhelm, der U-Boot-Fahrer ist, und Hans Harro, der auf einem Minensuchboot fährt. Einige junge Mädchen sitzen mit ihnen zusammen. Es wird zum Tanz aufgespielt: Tango, Walzer, Foxtrott ...

Heiliger Abend 1943: Der Dom ist gerammelt voll. Die Menschen haben nicht alle Platz gefunden, viele stehen in den Gängen, etliche Uniformierte, auch Krankenschwestern und Wehrmachtshelferinnen. Voller Inbrunst singen sie laut, fast flehend: »Stille Nacht, heilige Nacht«. Der Gesang bricht sich in den Gewölben, das Echo kommt wieder zurück. Es ist, als wollten alle sagen: »Du lieber Gott, lass uns bitte nicht im Stich ...«

Januar 1944, Westfront

Hans fährt nach Frankreich, nach Saint-Malo. Eltern und Schwester haben ihn am Bahnhof in banger Sorge verabschiedet. Er denkt, dass er sich jetzt bewähren muss, nach so langer Ausbildungszeit. Das Vaterland braucht ihn. So ganz nebenbei, hinten in einer Ecke seines Kopfes, gibt es noch einen anderen Gedanken: Frankreich ist ja gar nicht so schlecht. Man hat ja schon so allerhand gehört von den süßen, perfekten kleinen Französisinnen etc.

Sein Schiff liegt nicht im Hafen. Er muss weiterfahren, mit einer Fähre nach England, nämlich zu der englischen Kanalinsel Jersey. Übernachtet ganz groß im »British Hotel«, sieht richtige englische Bobbies ihren Dienst verrichten, ist angetan von der Sauberkeit, die er vorfindet. Sein Minensuchboot, das zukünftige Zuhause, läuft ein: Ein alter umgebauter Fischdampfer größeren Typs, Kohlefeuerung, bunt zusammengewürfelte Besatzung, viele Reservisten, aber auch recht verwegene Gesellen darunter, die schon früher als »Jantjes«³ auf dem Schiff waren, als es noch nicht von der Kriegsmarine übernommen war. Die Brückenaufbauten sind mit den Konturen mehrerer Flugzeuge bemalt zur Dokumentation der erzielten Abschüsse, an Oberdeck Geschütze verschiedener Kaliber.



Abb. 5 Minensuchboot M 4626 in Saint-Malo.

Hans meldet sich in strammer Haltung an Bord, wird wohlwollend-kritisch begutachtet, bekommt seine Kammer zugewiesen. Sie wohnen dort zu viert, haben abends etwas Zeit, da in dieser Nacht kein Einsatz vorgesehen ist, feiern »Einstand«. Der Neuankömmling muss einen ausgeben. Beste Stimmung, man tauscht Gedanken aus. Als Hans die Frage stellt, wann es losgehen solle, antwortet Ernst vielsagend: »Warte nur, du wirst schon früh genug die Schnauze voll kriegen.«

Am zweiten Tag hat der Neuling seinen ersten Dienstauftritt als Vorgesetzter. Er ist Fähnrich der Wache. Alles schläft noch. Bewaffnet mit einer Bootsmannsmaatenpfeife begibt er sich den Niedergang hinunter in das große Mannschaftsdeck. Er soll sie gleich wecken, hebt die Pfeife an den Mund und gibt, wie er es auf dem Schulkreuzer gelernt hat, hintereinander, gewissermaßen als Vorwarnung, einzelne Piep-Piep-Piep-Töne von sich. Dazu ruft er leise und immer lauter werdend: »Legt die Socken klar!« Nichts rührt sich, es herrscht Totenstille. Nur einer schnarcht dazwischen. Aber dann: Sie reißen ihre Kojenvorhänge zurück, lachen alle lauthals. Einer ruft: »Hest dat hört, Jan? Du schallst die Socken klorleggen!« Hans hat es die Sprache verschlagen. Er sagt nichts weiter, geht wieder nach oben. Zum Dienstbeginn sind sie alle pünktlich zur Stelle. Das nächste Mal ist er schlauer. Er hat begriffen.

Sie räumen Minen, in der Nacht. Alles ist stockdunkel. Kein Lichtschein, nur im Kartenhaus eine kleine abgeblendete Lampe, damit man die Seekarte erkennen kann. Mehrere Male schon hatten sie eine Minendetonation, ganz dicht am Schiff. Eine riesige weiße Wasserfontäne tauchte dann immer aus der Dunkelheit heraus auf. Alle stehen mit gekrümmten Kniegelenken da, eine Vorbeugung gegen Verletzungen der Wirbelsäule durch die harten Schläge der Detonationen.

Jetzt sind sie auf dem Wege in den Heimathafen, nach Saint-Malo. Ein schwarzdunkler Schatten wird gesichtet. Das mit einer kleinen »Klappbuchse«, einer Signallampe, gegebene Erkennungssignal wird nicht beantwortet, stattdessen bricht wie aus heiterem Himmel ein Feuerzauber los. Die Geschossarben des eigenen Schiffes sehen gelblich aus. Man kann sie genau



Abb. 6 Luftangriff vom 23. Mai 1944 auf die auf der Reede von Lézardrieux (Bretagne) vor Anker liegenden Minensuchboote (ehemals Fischdampfer). M 4623 wurde bei dem Angriff versenkt.

erkennen. Von drüben fliegen rote Leuchtspurgarben auf den Minensucher zu. Hans hat plötzlich das Empfinden, dass sie ihm höchstpersönlich gelten. Instinktiv zieht er den Kopf ein. Dann versucht er, wieder mutig zu sein, schaut vorsichtig hinüber. Der Spuk dauert nicht lange, das englische Schnellboot hat abgedreht. Ob auch Torpedos abgeschossen wurden, lässt sich nicht feststellen. Im Morgengrauen laufen sie ein, keine Verwundeten, im Schornstein und in der Brücke einige Löcher. Hans denkt: »Wenn sie dich vorhin getroffen hätten, dann wärest du jetzt schon in Walhalla.« So ganz wohl fühlt er sich nicht bei dem Gedanken ...

Sie sind das erste Mal gemeinsam in Saint-Malo an Land gegangen: zwei Fähnriche und zwei Obermaate. Die anderen kennen dort ein gutes kleines Lokal, das sich »Café de la Plage« nennt. Die süße kleine Janine und ihre Mutter sind die gastfreundlichen Wirtsleute. Rötliche Beleuchtung, Akkordeonklänge, eine Bar mit vielen Flaschen und Gläsern. Sie trinken je nach Geschmackslage Calvados, Vin Rouge oder Vin Blanc. Die Wirtin besorgt ihnen gegen Bezahlung jede Menge Eier, Butter und gegebenenfalls auch Fleisch. Es ist Stimmung in der Bude, und Verschiedene versuchen vorsichtig, ein wenig mit Janine herumzuturteln. Vielleicht möchte die auch ganz gerne mal ..., aber die Mutter ist immer dabei.

Ihre eigentliche Kriegsaufgabe lässt nicht lange auf sich warten: ständige Einsätze, meistens nachts, Minenräumen, Gefechte mit Flugzeugen und Schnellbooten, viele Verwundete und Gefallene; darüber gibt es bereits reichlich Literatur. Aber so nebenbei hat Hans auch noch einen sinnvollen Auftrag wahrzunehmen, indem er für die sogenannte »Wehrbetreuung« zuständig ist. Er ist nach Paris gefahren, soll bei einer dort befindlichen Dienststelle »Wehrbetreuungsmaterial« für die Besatzung beschaffen: Fußball, Bücher, Spiele usw. Da er etwas Zeit hat, besucht Hans seinen französischen Brieffreund Guy, mit dem er als Schüler mehrere Jahre korrespondierte. Er wird von ihm und seinen Eltern sehr herzlich aufgenommen. Man fährt mit einer Kutsche gemeinsam durch Paris, besucht das Grab Napoleons, den Eiffelturm, steht am Arc de Triomphe, am Grab des unbekannten Soldaten.

Jetzt ist Hans wieder auf der Reise nach Saint-Malo. In seinem Abteil sitzen, abgesehen von einem Heeresoffizier, lauter Franzosen, darunter eine recht ansehnliche Mademoiselle. Man kommt ins Gespräch. Hans brennt darauf, seine französischen Sprachkenntnisse unter Beweis zu stellen. Vorsichtig schäkert man ein wenig, tritt sich »versehentlich« auf die Füße. Maria heißt die Holde. Man verabredet sich für den Abend in Saint-Malo, in einem Café. Als Hans zurück an Bord kommt, gibt es etliche Sonderaufgaben zu erledigen. Er verspätet sich um eine ganze Stunde, sieht sie sitzen, mit einem Leutnant von der Flugabwehr. Sie blinzeln sich zu. Hans geht einfach an den Tisch heran, baut sich auf und sagt: »Entschuldigen Sie bitte, Herr Leutnant, ich bin mit dieser Dame verabredet.« Der sagt: »Entschuldigen Sie, Kamerad«, und zieht Leine, hat offensichtlich geglaubt, einen Leutnantskameraden vor sich zu haben. Die Litzen des Fähnrichs sind nur ein wenig »schmalspuriger« – einige klopfen sie platt, damit sie breiter aussehen, aber das ist hier nicht der Fall. Hans fühlt sich als strahlender Sieger, und Maria ist offensichtlich von dieser kühnen Attacke beeindruckt. Man kommt sich näher, tritt sich nicht nur auf die Füße, trinkt Sekt. Er wird langsam kecker und mutiger. Sie sagt: »Vous sortez avec moi?« Er antwortet: »Oui, chérie.« Er weiß überhaupt nicht, was und wie es nun weitergehen soll. Sie liegen sich in den Armen. »Pas si vite«, lispelt sie. Dann streichelt sie sein junges Gesicht, sagt: »Mon chéri«, und dass er bleiben solle. Aber er muss gehen. Dienstliche Aufgaben warten auf ihn: Am anderen Abend müssen sie wieder auslaufen.

D-Day

Die Gefechte mit dem Gegner haben immer mehr zugenommen. Am 12. Mai waren sie direkt vor der Einfahrt von Cherbourg durch britische Schnellboote angegriffen worden. Tote und Ver-

wundete hatte es gegeben, auch Hans war leicht verletzt worden – einige kleine Geschosssplitter, und beide Trommelfelle beschädigt. Er ist zur Nachuntersuchung ins Lazarett nach Paris bestellt worden, verlässt sein in Cherbourg liegendes Schiff und fährt nach Saint-Malo, wo er die Marschpapiere bekommen soll, übernachtet dort in einem Hotel, in der Nacht des 6. Juni 1944.

Laute Alarmrufe wecken ihn aus tiefstem Schlaf. Er hört das nicht enden wollende Gebrumm von Flugzeuggeschwadern des Feindes, die über ihn hinwegbrausen. Es ist »D-Day«, der Tag der alliierten Landung! Er meldet sich beim Flottillenstab: keine Reise nach Paris möglich. Das eigene Boot ist auch nicht erreichbar, es liegt noch in Cherbourg, und der Feind ist ganz in der Nähe gelandet. Schnell bekommt er eine feldgraue Uniform verpasst, mit Stahlhelm, Gasmaske, Kochgeschirr und allem, was dazu gehört. Er wird in die Stellungen vor der Stadt geschickt, als »Bunkerkommandant«. Sein neuer Tätigkeitsbereich liegt mitten in der sonst so idyllischen Bretagne-Landschaft. Seine »Besatzung« besteht aus ein paar Marinesoldaten, die auch kein Schiff haben. Als Bewaffnung dient eine alte tschechische Panzerabwehrkanone nebst Munition und Gebrauchsanweisung. Keiner der Anwesenden hat je mit einem solchem Ding geschossen, und an diesem Platz ist es unmöglich zu üben, bevor der Feind kommt. Außerdem haben sie noch Maschinengewehre, Gewehre und Handgranaten, verstehen es auch, im Falle eines Falles damit umzugehen. Sie gehen Wache, heben neue Stellungen aus, patrouillieren in der näheren Umgebung, hören das Grollen der Geschütze, welches immer näher rückt. Feindliche Flugzeuge überfliegen die Stellung, nicht nur nachts, sondern auch am Tage, im Tiefflug.

Bei einem Streifengang kommen sie an eine kleine Bauernkate heran, Hans und zwei Soldaten. Aus dem Schornstein steigt Rauch auf. Ein altes Mütterchen tritt heraus, will offensichtlich Holz holen. »Bonjour, madame«, sagt er freundlich. Erstaunt ob dieser Anrede in ihrer Sprache erwidert sie in gleicher Tonart. Man spricht ein paar Sätze miteinander. Sie meint, sie sollen doch für einen Moment hereinkommen. Das geschieht. Das Mütterchen berichtet, dass sich ihr Sohn in deutscher Gefangenschaft befinde, irgendwo bei Hannover. Bei einem Bauern wohne und arbeite er, habe geschrieben, dass alle sehr nett zu ihm seien und es ihm gut gehe. Sie sagt: »Quel malheur, la guerre«, streichelt ihn, meint: »Si jeune ...« Sie ist gerade dabei, Bratkartoffeln zu braten. Alle werden sie eingeladen. Es gibt sogar ein Spiegelei dazu und etwas Milch. »Merci bien, merci bien«, rufen alle. »Pas de quoi«, und immer wieder: »Quel malheur, la guerre, quel malheur«, murmelt sie vor sich hin.

Gerammt!

Er kann es kaum fassen: Anruf von der Kompanie, er muss sofort nach Saint-Malo. Das Boot ist durchgekommen, von Cherbourg! Sie haben ihn dringend angefordert. Zwei Gründe gibt es für ihn, heilfroh zu sein: Einmal freut er sich, wieder zu seinen alten Kameraden an Bord zu kommen – ihm schmeckt die Seefahrt ohnehin viel besser als dieses Landser-Bunkerleben –, zum anderen hat er inzwischen begriffen, dass hier, in Erfüllung der »Bis-zur-letzten-Patrone-Befehle«, auf ihn mit nahezu absoluter Sicherheit eine deftige Verwundung oder der Heldentod warten. Er spürt in dieser Situation, wenn er ehrlich gegen sich selbst ist, nicht gerade das Bedürfnis, mit seinen 21 Jahren dieserart in Kamikaze-Manier zu enden, wenn es denn nicht unbedingt sein muss.

Sie fahren wieder zur See, in jenen Augusttagen des Jahres 1944. Geleite von und nach Saint-Malo, Truppen- und Verwundetentransporte, Minenräumungen, Feindberührungen. Heute Nacht sind sie um 3 Uhr früh ausgelaufen, von der besetzten britischen Kanalinsel Guernsey in Richtung Jersey: ein Geleit, Minensuchboote mit Truppen an Bord. Am frühen Morgen, sie haben ihr Ziel schon fast erreicht, wird es »pottendick«. Nur mit Hilfe von Dampfpfeifen-Signalen, Megaphonen und Scheinwerfern können sie das Geleit überhaupt zusammenhalten. Obwohl sie ganz langsam fahren, kommt es verschiedentlich fast zur Kollision.



Abb. 7 Wirklichkeitsgetreue Darstellung des amerikanischen Schnellbootangriffs am 9. August 1944. Die Heeresoldaten waren zum Zeitpunkt des Angriffs an Bord des deutschen Minensuchbootes eingeschifft. (Illustration von Brian Byron in John Ovenden and David Shayer: *Shipwrecks of the Channel Islands*. Guernsey 2002)

Plötzlich ein lautes Motorengeräusch. Das Boot gerät wie aus heiterem Himmel in einen hohen Wellengang. Was dann folgt, passiert fast gleichzeitig: Aus der Nebelbank taucht der Schatten eines amerikanischen Schnellbootes (PT 509) auf. Beide Schiffe eröffnen sofort das Feuer, der Bug des amerikanischen Angreifers bohrt sich in Höhe der vorderen Aufbauten in die Verschanzung des deutschen Minensuchbootes, welches durch den heftigen Aufprall eine starke Schlagseite bekommt, sich aber gleich wieder aufrichtet. Die Maschinen des Schnellbootes laufen zunächst noch. Sein Vorschiff ist weit aufgerissen. Hans kann erkennen, dass in der Vorpiek des Amerikaners noch Licht brennt. Er sieht auch die amerikanische Kriegsflagge, nur wenige Meter von der deutschen entfernt.⁴

In dieser Situation fahren die verfeindeten Schiffe in Keilform nebeneinander her, während gleichzeitig ein von beiden Seiten verbissen geführter Nahkampf tobt. Dabei kommen auch Handgranaten und Maschinenpistolen zum Einsatz. Im Nu steht das hölzerne amerikanische Schiff in hellen Flammen. Die deutsche Besatzung ist fieberhaft dabei, diesen Brand zu löschen. Ein verwundeter Amerikaner wird herübergezogen. Hans ist mit einem anderen Kameraden auf das Vorschiff des Gegners gekrochen. Sie versuchen unter Aufbietung aller Kräfte, einen zweiten, stöhnend an Deck liegenden Mann zu bergen. Da trennen sich die Schiffe urplötzlich voneinander, nach zehn Minuten. Hans bleibt mit seinen Füßen in einer an Deck des Amerikaners liegenden Leine hängen. Hätten die Kameraden ihn nicht geistesgegenwärtig herausgerissen, so wäre er nicht mehr hinübergekommen!

Eine laute Detonation kündigt das Ende des tapferen Gegners an. Hans begibt sich unter Deck, wo der verwundete amerikanische Soldat liegt. Dieser stöhnt, fleht: »Give me a cigarette, please.« Einer von der Besatzung erfüllt ihm diesen Wunsch, gibt ihm auch Feuer. Ein anderer bemerkt: »Diesem Schwein auch noch eine Zigarette geben, wo unsere toten und verwundeten Kameraden noch überall an Deck liegen?!« – Was empfindet Hans in diesem Moment? Mitleid? Hass? Er weiß es nicht, ist wie gelähmt.

Vier gute Kameraden müssen sie beerdigen. Viele Verwundete werden ins Lazarett transportiert. Abends treffen sie sich, die Fähnriche und die Unteroffiziere, vorne unter der Back, wo ihr gefallener Kamerad Hans Buchholz gewohnt hat. Am Abend vor dem Auslaufen waren sie gemeinsam im Hafen von St. Peter Port Wache gegangen, hatten sich unterhalten darüber, ob der Krieg wohl noch zu gewinnen wäre. Vielleicht würden die V-Waffen bald eine Wende bringen? Von der großen Gefahr der bolschewistischen Barbarei war auch geredet worden. Dann hatten sie sich über ihre familiären Freuden und Sorgen unterhalten. Jetzt lebte er nicht mehr. Gleich die erste Salve des angreifenden Amerikaners hatte ihm direkt neben seinem 8,8-cm-Geschütz den Unterleib zerfetzt. Sterbend hatte er noch gerufen: »Schießt, Kameraden!« Sie packen seine Sachen ein, wie betäubt, nur dann und wann fällt ein Wort. Schließlich meint einer: »Es hilft alles nichts. Wir dürfen nicht lange Trübsal blasen. Das wäre nicht in seinem Sinn. Das Leben muss einfach weitergehen!« Einer hat eine Flasche Schnaps dabei. Sie trinken, besaufen sich nach und nach. Aber keiner wird dabei laut, sie flüstern eher, gehen ihren Gedanken nach.⁵

Christiankoog, bei Meldorf, am Strand: Sie steht direkt am Wasser, schaut auf die See hinaus. Ihr Gesicht ist wie versteinert. Kein Mensch in der Nähe. Die Gedanken sind bei ihrem einzigen Sohn. Sie hat seit einigen Monaten keine Nachricht mehr von ihm bekommen. Einen Brief hatte man als *unzustellbar* zurückgeschickt. Sein Schiff war genau dort im Einsatz, wo die Invasion begonnen hatte. Das weiß sie. Sie schluchzt, betet: »Vater unser, der du bist im Himmel ...« Mit ihrem Fahrrad fährt sie wieder zurück, sagt zu ihrem Mann: »Jacob, ich habe es jetzt ganz fest im Gefühl. Ich weiß, dass er lebt!«

Um die gleiche Zeit auf Guernsey: Hans sitzt allein in seiner neuen Kammer und schreibt einen langen Brief an seine Eltern. Darin steht: *Der Krieg muss zu unseren Gunsten entschieden werden, denn im anderen Falle würde das Leben sinnlos werden. [...] Ich glaube noch immer, dass die Anglo-Amerikaner das Vordringen des Bolschewismus in Europa eines Tages nicht mehr mit ansehen werden und aus diesem Grunde mit uns Frieden schließen werden.* Er hat viele seiner Illusionen verloren, klammert sich hauptsächlich noch an die Hoffnung auf einen westlichen Separatfrieden. Sein Wille zum Durchhalten basiert insbesondere auf der Schreckensvision der aus dem Osten heraufziehenden »Barbarei der Steppe«, die der »Führer« im Verlauf der Breslauer Rede heraufbeschworen hatte.

Anfang November trifft bei den Eltern eine Feldpostkarte vom Oberkommando der Kriegsmarine ein. Darauf steht unter anderem: *Umstehende Nachricht wurde durch Funk aus der eingeschlossenen Festung Kanalinseln übermittelt. [...] Meine Lieben! Bin wohlauf. [...] Herzliche Grüße. Hans.* Die Mutter schluchzt, lässt ihren Tränen freien Lauf: »Habe ich es euch nicht gesagt? Ich habe es gefühlt!«

8. Dezember 1944, nachts auf dem Flugplatz Guernsey ein Flugzeug der Luftwaffe

Sie hatten schon zwei vergebliche Startversuche mit der Heinkel He 111 unternommen, waren im Schlamm stecken geblieben und mussten von einer Zugmaschine herausgeholt werden. An Bord des Flugzeuges außer der Besatzung einige Verwundete sowie zwei Offiziere für den weiteren Fronteinsatz, darunter ein blutjunger 21-jähriger Leutnant zur See. Er sitzt direkt hinter dem Piloten, kann aus der Bugkanzel heraussehen. Der Flugzeugführer meint: »Wenn wir jetzt nicht hochkommen, dann müssen wir einen Tag hier bleiben. Wenn es erst hell wird, holen die uns sofort herunter.«

Die Motoren heulen auf. Die Maschine holpert über das nicht überall ebene Rollfeld, hebt schließlich ab. »Wir fliegen ganz niedrig, etwa 50 Meter hoch«, meint der Flugzeugführer, »sonst erwischen sie uns mit ihren Radargeräten.« Wolkenfetzen, aber sonst gute Sicht, Was-

ser unter ihnen. Dann taucht die Küste auf. Sie erkennen Häuser, eine Straße, Bäume, einen Kirchturm, dann auf der Straße unter ihnen viele abgeblendete weiße Lichtkegel hintereinander, auch rotes Bremslicht schimmert mitunter durch. Es ist eine alliierte Fahrzeugkolonne – dann noch eine und schließlich eine dritte! Man scheint sie noch nicht bemerkt zu haben. Wenn der Gegner die Maschine brummen hört, ist sie auch schon wieder fort. Sie nehmen mitunter Kursänderungen vor, zur Täuschung. Dann nähern sie sich der Front – nicht weit von Saarbrücken. »Hier müssen wir höher gehen, einige tausend Meter.« »Weiß der liebe Herrgott, warum«, denkt Hans. Zum Fragen ist jetzt nicht der richtige Augenblick. Man fühlt förmlich, wie die Maschine sich langsam nach oben quält, höher und höher – ein sonderbares Gefühl bei diesem ersten Flug in seinem Leben! Er umklammert seinen Fallschirm. Ein Besatzungsmitglied hat ihn fachmännisch angeschnallt. »Wenn wir aussteigen müssen, einfach an dem Griff ziehen«, hatte er gesagt. »Feine Aussichten«, war Hans' Entgegnung. Unten sehen sie es aufblitzen, an mehreren Stellen. Nur wenig später blitzt es oben. Etwa in ihrer Höhe, aber weiter weg.

Wieder Blitze unten und kurz danach oben, dieses Mal näher dran. Und dann schüttelt sich plötzlich die Maschine, etwa so, als würde man mit einem Pferdefuhrwerk über eine holperige Gasse fahren. Doch nein, viel schlimmer! Der Pilot steuert die Maschine in einen Sturzflug, fängt sie wieder auf, kurvt nach links, kurvt nach rechts. Währenddessen wird von unten munter weiter geschossen. Einmal hören sie einen lauten Klick-Ton. Sind sie getroffen worden? Hans sinkt das Herz immer tiefer, er kann ja nichts tun, kann nur hoffen, dass alles noch einmal gut geht. Vielleicht könnte er auch beten, aber dazu kommt er nicht vor lauter Aufregung. Er denkt: »Ich möchte doch so gerne heil nach Hause kommen!« Dann hört die Schießerei endlich auf. Sie gehen wieder tiefer hinunter. Im Osten wird es langsam hell. Sie landen, ganz dicht bei Aschaffenburg. »Dieses Mal habe ich gedacht, die Mühle kommt runter«, sagt der Pilot. Sie verabschieden sich. Hans geht zur Post, schickt ein Telegramm an die Eltern: *Gruß aus Deutschland, Hans*. Großer Jubel! – Er muss sich noch bei mehreren Dienststellen melden, in Bad Schwalbach und dann in Wilhelmshaven. Schließlich erhält er »Urlaub auf Abruf«.

Wieder in der Heimat

Sie liegen sich in den Armen, endlich, nach banger Trennungszeit. Jetzt ist er da, dieses Mal als »echter« Fronturlauber. Hans ist der große Sohn geworden, ein ganz für voll genommener Mann. Sie verwöhnen den Heimkehrer, soweit dies den Umständen nach überhaupt möglich ist. Nur wenige von seinen Freunden trifft er in Meldorf an. Die meisten sind irgendwo an der Front.

Man spricht viel miteinander. Die Eltern sehen die Entwicklung nüchtern, glauben nicht an die ständig propagierten großen Wunderwaffen, die da kommen sollen, oder an die Wende des Kriegsglücks. Sie hören auch, trotz Verbotes und angedrohter Strafen, regelmäßig die britischen Nachrichten. Als Hans fragt, was sie denn da eigentlich eingestellt hätten, antworten sie mit viel-sagender Miene: »NODNOL«.⁶ Früher hätte er geschimpft, auf das strenge Verbot hingewiesen. Jetzt aber lächelt er, sagt: »Ach so«, und horcht ein wenig mit. Es hat sich inzwischen selbst bis zu ihm herumgesprochen, dass die Engländer mitunter sogar die reine Wahrheit sagen ...

Sie sprechen über den Krieg, über Politik. Vater meint: »Engländer und Franzosen sind ja schließlich auch Kulturvölker, genau wie wir Deutschen. Die werden schon nicht zulassen, dass der »Iwan« bis an den Rhein kommt! Man kämpft zwar jetzt gemeinsam gegen uns, aber die westlichen Länder sind uralte Demokratien. Demokratie und Kommunismus sind doch wie Feuer und Wasser!« Diesen sehr positiven Äußerungen des Vaters über die Engländer und Franzosen kann der Junior insofern ein wenig Geschmack abgewinnen, als seine eigenen Frankreich- und Englandeindrücke, bezogen auch auf die Bevölkerung, trotz der momentanen Kriegssituation durchaus ihre guten Seiten haben, und das nicht nur wegen des Abenteuers mit Maria.

Die ursprünglich himmelhohe Begeisterung des jungen Hans und der Glaube an die Unfehlbarkeit der Führung sind an manchen Stellen rissig geworden. Aber er steht trotz allem fest hinter dem System, saugt auch durchweg alles gläubig auf, was ihm in den sogenannten »Mitteilungen für das Offizierskorps« und durch die Goebbels'sche Propaganda am laufenden Band serviert wird. So wird er denn hellwach, als die Anfangserfolge der deutschen »Ardenennenoffensive« bekannt gegeben werden. Als er schließlich mehrfach, wahrscheinlich nur wohlwollend, gefragt wird, ob er noch immer Urlaub habe, bekommt er geradezu ein schlechtes Gewissen. »Er sitzt in diesen entscheidenden Tagen zuhause hinter dem Ofen, während die Kameraden an der Front ihren Mann stehen und der große Gegenstoß im Westen beginnt«, das sind so etwa seine Überlegungen. Und dies, obwohl er inzwischen am eigenen Leib erfahren musste, dass das Kriegsspielen die wohl übelste Schweinerei ist, die die Menschheit sich hat einfallen lassen!

Die Eltern spüren seine Unruhe, versuchen voller Sorge und banger Ahnungen, ihn recht lange zu halten. Doch was tut er? Er telefoniert von der Nachbarschaft aus mit der Personalabteilung in Wilhelmshaven, um sich zu erkundigen, und erhält die Auskunft, dass ein Telegramm bereits unterwegs sei ...

Letzte Kriegsmonate und Inhaftierung

Zwei Tage später tritt Hans in Bremerhaven seinen Dienst an. An einem nasskalten Wintertag, dem 20. Januar 1945, übernimmt er als Kommandant das soeben fertiggestellte Minenräumboot R 414, das noch in Bremen-Vegesack vor der Bauwerft liegt.⁷ Die Besatzung ist vollzählig angetreten, »Anzug erste Garnitur«, wie es so schön heißt.

Die dann folgende, pulver- und erlebnisreiche Kommandantenzeit des damals 21-Jährigen hat Hans später historisch aufgearbeitet und in dem Buch »Hol nieder Flagge« beschrieben.⁸ Sie endet schließlich mit seiner Festnahme durch die Engländer am 29. Mai 1945 sowie mit einer Untersuchungshaft und Weiterleitung der Anklage an das Oberste Britische Militärgericht.

Während seiner Haftzeit hat Hans unerträgliche Schmerzen im Brustraum, kann kaum atmen, fühlt sich sehr schwach und mitgenommen. Er wird mit einem Gefangenenwagen unter Bewachung zum Gesundheitsamt gefahren, geröntgt und fachärztlich untersucht. »Eine starke Verschattung, Sie haben Tuberkulose.« Hans sinkt innerlich zusammen, denkt: »Auch das noch!« Man bringt ihn zurück in seine Zelle. Wenig später wird Hans zum britischen Gefängnis-kommandanten gerufen. Das ist ein Major, Mac sowieso. »Ein Mensch!«, spürt Hans nach den ersten paar Worten. Er empfindet sehr wohl, dass der ihm gegenüberstehende ältere Offizier, er könnte sein Vater sein, Mitgefühl mit ihm hat. Schließlich sagt der Major: »I will see what I can do for you.«

Nicht lange dauert es, da führt man Hans erneut durch den langen Gang in den Gerichtssaal. Dieses Mal benötigen sie nur ein paar Minuten, vielleicht auch weniger. Urteilsverkündung: fünf Jahre Gefängnis! »Das wär's dann.« Er wird zurückgeführt, muss zum Gefängnis-kommandanten kommen. Dieser gibt ihm bekannt, dass Hans jetzt nach Rendsburg gebracht werde, in das dortige Zuchthaus. Er sagt aber weiter: »Ich werde Ihnen einen Brief mitgeben an den Rendsburger Gefängnis-kommandanten. Wegen Ihrer Erkrankung. Sie sollen in ein Lungenkrankenhaus kommen, dafür werde ich sorgen!« Hans ist den Tränen nahe, so schwach und krank, wie er sich fühlt, sieht einen Hoffnungsschimmer, sagt: »Thank you very much!«

Es ist ein heißer Tag. Hans sitzt hinten in einem klapprigen VW, neben ihm und vorne je ein deutscher Hilfspolizist. Man hat ihm keine Handschellen angelegt, das hat der Major veranlasst. »Sonst gibt es so was nicht bei so schwer Bestraften«, sagt der eine Polizist. Den Brief des Gefängnis-kommandanten hält Hans ganz fest in seiner Hand. Die Polizisten sind wortkarg, haben alle Fenster ganz hinuntergedreht. Das Auto wird durchgeschüttelt, denn die Straße ist schlecht. Hans hat rasende Schmerzen! Alles tut ihm weh und er fühlt sich sehr schwach. Er

bittet darum, langsamer zu fahren und die Fenster ein wenig hochzudrehen. Keine Reaktion – sie tun, als würden sie ihn nicht hören.

Man trifft vor dem Rendsburger Gefängnistor ein. Zwei britische Wachsoldaten treten heraus. Hans kommt den Polizisten zuvor, ruft: »A letter for you! I am sick – hospital – tuberculosis.« Sie verstehen, sagen, er solle in den Wachraum kommen. Sie lassen nicht zu, dass er sein Gepäck trägt, schleppen es selbst hinein! Die englischen Bewacher reden mit ihm, über die Krankheit, über das beiderseitige Zuhause. Fast hat er den Eindruck, dass sie Mitleid mit ihm haben, mit ihm, dem Feind. Sie bieten ihm eine Zigarette an. Er hat das Rauchen inzwischen schon fast verlernt. Und dann jetzt, mit dieser Krankheit? Er zögert, denkt schließlich: »Nimm und genieße sie. Bald kannst Du wohl überhaupt nicht mehr rauchen.« Das deutsche Personal, der »Kleiderbulle«, will ihm einen Zuchthausanzug verpassen. Hans lehnt ab: »Ich komme sowieso in ein Krankenhaus, morgen ...«

Verurteilter »Patient auf Ehrenwort«

Drei Tage dauert es noch, dann ist er da, in Osterrönnfeld, einem Barackenlager, »Hilfskrankenhaus« genannt. Sie liegen zu sechst in einem Zimmer: der Augenarzt, der Dirigent, welcher die ganze Welt kennt, der Schmied, der 17-jährige Arbeitsdienstjunge, der Matrosengefreite und er selbst, der »Leutnantszuchthäusler«. Es ist eng: Betten, ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen, schmale Schränke und Nachttische. Eine hagere Krankenschwester schwebt freundlich durch den Raum, Lydia heißt sie, kommt aus der Schweiz, ist so eine Art Engel, wie sich zeigen soll. Sie verteilt gerade Medizin. Auch Hans bekommt seine erste Dosis. Die Ärztin erscheint, eine etwas kompakt-kräftige, freundlich-resolute Dame. Er wird untersucht, ein Plan aufgestellt, Anweisungen an die Schwester werden gegeben. Wenig später beginnt der Reigen: Röntgen, Sputum, Magensaft, Blut, Urin und noch viel mehr. Er hört auch etwas von Pneumothorax und Phrenicus, ohne das vorerst zu verstehen. Schließlich sagt sie ihm, man sei sich noch nicht genau über die Schwere der Krankheit im Klaren. Erst einmal: Liegekur, viel essen, frische Luft und abwarten, wie sich die Verschattung entwickelt. Das gibt ihm wieder neuen Mut. Er denkt: »Ich werde kämpfen. Vielleicht kann ich es doch noch schaffen!«

Milchsuppe, Brot mit richtiger Butter, Eier, sogar auch mal Fleisch, alles leckere Dinge, die Hans lange nicht mehr gesehen hat. Er entwickelt einen Heißhunger, schlingt förmlich alles in sich hinein, was ihm geboten wird, spaziert auch fleißig in der die Baracken umgebenden Gartenanlage herum, gemeinsam mit den Leidensgenossen, auch mal mit Mädels von der Frauenbaracke gegenüber. Alle machen sich gegenseitig Mut. Es wirkt mitunter wie eine Art Galgenhumor. Viele Patienten leben nicht mehr lange. Es gibt ihn wohl tatsächlich, den Lebenshunger, der den TBC-Kranken immer wieder nachgesagt wird. Sie tanzen sogar einmal miteinander, nach den Klängen eines Schifferklaviers. Das ist die allerbeste Therapie, sagt die Ärztin. Man drückt auch wohlwollend die Augen zu, wenn die Beziehungen mal etwas weitergehende Formen annehmen.

Das Befinden des 17-jährigen Günther verschlechtert sich zusehends. Zuerst sind sie noch überall gemeinsam herumgelaufen. Hans hat auch seine Freundin kennengelernt, ein bildhübsches Mädchen. Aber jetzt muss Günther im Bett liegen, bekommt viele Spritzen und Medikamente, magert trotzdem ab und wirkt immer schwächer. Eines Abends kommt Schwester Lydia mit einem Küchenmädchen in das Zimmer, sagt zu ihm: »So, Güntherchen, jetzt wollen wir mal ein wenig verreisen.« Sie schieben sein Bett in den Verbandsraum. Er weiß, dass dies das Sterbezimmer ist, sagt: »Aber Schwester Lydia, ich will doch noch nicht sterben!« »Nein«, sagt sie, »aber du brauchst Ruhe. Die anderen sprechen zu laut, und du musst ein wenig schlafen.« Ein Lächeln huscht über sein Gesicht. Als sie am nächsten Morgen hereinkommen, schläft er seinen letzten Schlaf. Nur wenige Wochen vergehen, da folgt ihm seine hübsche kleine Freundin auf diesem Wege ...

Hans' Befinden bessert sich zusehends. Die Ärztin sagt: »Hänschen« – so nennt sie ihn einfach, er könnte ja ihr Sohn sein –, »die Verschattung ist sehr stark zurückgegangen. Will aber alles tun, damit ich dich hier noch ein wenig halten kann! Sollst doch nicht wieder ins Gefängnis, und das für fünf Jahre!«

Er hat Zahnschmerzen, starke sogar, aber er darf als Häftling ja das Krankenhaus nicht verlassen. Sie rufen beim Gefängniscommandanten an, der einen Offizier mit Jeep schickt, welcher Hans mitnimmt zum Zahnarzt. Der Engländer ist sehr freundlich und korrekt, verteilt großzügig jede Menge Zigaretten, Marke Chesterfield, die ja in Deutschland, wenn überhaupt, nur für sehr viel Geld auf dem Schwarzmarkt zu erstehen sind. Hans verbucht dieses kleine menschliche Ereignis mit Dankbarkeit unter den anderen guten Erfahrungen, die er mit den ehemaligen »bösen Feinden« bereits gesammelt hat.

Er erhält viel Besuch, von Eltern, Schwester, Freunden, Verwandten, Bekannten. Alle bringen ihm kleine Aufmerksamkeiten mit, soweit sie dazu in der Lage sind. Meistens kommen sie den weiten Weg mit dem Fahrrad. Die anderen Verkehrsverbindungen sind noch völlig unzulänglich in diesen Tagen. Die Mutter hat im Radio von Hans' Verurteilung erfahren, und auch ein Stabsrichter der Kriegsmarine kommt zu Besuch, will etwas unternehmen gegen die Bestrafung, verspricht er. Hans hat nie wieder etwas darüber erfahren. Er macht sich überall im Krankenhaus nützlich, nicht gänzlich selbstlos. Er pflegt täglich den großen Garten und trägt die Post aus, lernt das interessante und auch irgendwie schöne Gefühl kennen, überall mit Spannung erwartet zu werden und durch die Post Freude auszulösen.

Eines Tages im Juli 1946 erreicht ihn die Nachricht, dass einem Gnadengesuch der Eltern stattgegeben worden sei. »Soll ich dich gleich nach Hause fahren?«, fragt die Ärztin. Hans hält dies zunächst für einen Scherz. Aber nein, sie meint es wirklich ernst. Alles geht in Windeseile. Die Stubenkameraden helfen beim Packen, und im Nu befindet sich der begnadigte, nicht mehr lungenkranke Patient auf dem Weg in seine Heimatstadt!

Neubeginnsaktivitäten

Hans läuft wie benommen durch den kleinen Ort. Die ersten Tage kommen ihm fast unwahr vor: »Kein Krieg mehr! Du bist gesund, nicht sterbenskrank. Man hat dich begnadigt, du bist frei! Ein ganz freier Mann!«

Ein völlig verändertes Bild in Meldorf: Viele fremde Gesichter, die er vorher nie gesehen hat. Keine deutschen Uniformen mehr. Obwohl, das stimmt nicht genau. Sehr viele tragen noch Uniformen, aber es fehlen die Knöpfe, die Dienstabzeichen. Sie haben die Uniformen einfach zu Anzügen umfunktioniert. Zwar ist noch britisches Militär im Ort, aber nicht mehr so zahlreich wie anfangs, heißt es. Alte Freunde und Kameraden treffen sich wieder, liegen sich gerührt in den Armen. Sie haben es überlebt, sind durchgekommen! Verwundete sind dabei, nicht wenige. Sie tragen noch Verbände oder müssen am Stock gehen. Manchem fehlt ein Arm, ein Bein. Gefangene kehren zurück, immer noch, aus den verschiedensten Teilen Europas, aus Russland. Und viele fehlen, sind gefallen, vermisst oder sitzen noch irgendwo in einem Lager, weit von der Heimat entfernt. Alle Menschen sind unterernährt, abgemagert. Vielen steht das Grauen noch im Gesicht, von den Erlebnissen, von den Schmerzen, die der Krieg ihnen zugefügt hat. Aber da gibt es auch Emsigkeit, Lebensmut. Sie haben die Hände nicht in den Schoß gelegt. Nein, sie machen das Beste aus ihrer Situation, packen den Stier bei den Hörnern. Es liegt in der Luft, dieses »Make the best out of it«. Sie wollen, sie müssen es schaffen! Wie selbstverständlich gerät Hans mit hinein in diesen Sog des neuen Lebensmutes. Alte Freunde und Kameraden helfen ihm dabei, und auch die liebevolle Atmosphäre im Elternhaus macht sich in solchem Sinne bemerkbar.

Im Gasthof »Zur Linde« treffen sie sich, die alten und die neuen Segelkameraden. Junge und



Abb. 8 Büsum-Fahrt mit Behelfsfischkuttern, August 1948.

Alte, darunter Einheimische, Ausgebombte und Flüchtlinge, sind dort einträchtig versammelt: der Zahnarzt, der Notar, der Schmied, ein Buchhändler, Ärzte, Schiffbauer, Arbeiter und Angestellte, Studenten. Manche, aber längst nicht alle unter ihnen sind bei der Marine gewesen. Und über all dieser Vielfalt gibt es eine Glocke des Gemeinsamen, des gemeinsamen Anpackens, Helfens und Fröhlichseins! In den Sommermonaten segeln sie mit den paar Booten, die noch übrig geblieben sind. Fischer nehmen die restlichen Mitglieder an

Bord. Wintertags setzen sie die Boote instand. Gar nicht leicht ist es, das dafür benötigte Material zu beschaffen.

Hans sucht sich Arbeit, will nicht nur bei den Eltern hinter dem Ofen sitzen, und wird Lichtzählerkontrolleur. »Erst einmal Abitur«, sagt er sich, fährt für ein halbes Jahr nach Plön. Dort gibt es im Schloss einen »Sonderlehrgang«. Mit dem Abitur in der Tasche kehrt er wieder zurück. »Jetzt kann ich studieren«, denkt er, will Zahnarzt werden. Aber es gibt keine Studienplätze. Ein einjähriges Praktikum in einem zahntechnischen Labor wird verlangt. Aller Anfang ist schwer: Er macht Gipsabdrücke, repariert und poliert Gebisse, gießt Kronen aus.

Sie haben gefeiert, im »Bahnhofshotel«, junge Männer und Mädchen, auch ältere sind dabei. Es gab Tanz und Stimmung, und man trank nicht nur Wasser. Die Eltern liegen in ihren Betten, sind unruhig, können nicht schlafen. Hans schwankt vor der Haustür hin und her, hat den Schlüssel in der Hand und versucht mit aller noch vorhandenen Geschicklichkeit, und das ist nicht mehr viel, selbigen fachgerecht in das Schlüsselloch zu stecken. Da öffnet sich die Tür. Die Eltern stehen vor ihm, in ihren Nachthemden. Er sieht sie nur wie im Nebel. »Mein Junge, mein lieber Junge, was ist denn bloß mit dir los? Geht es dir nicht gut? Nun komm erst mal rein.« Hans schwankt ins Wohnzimmer, wo der große Esszimmertisch steht. Dann hebt er beide Arme, trommelt mit beiden Fäusten auf den Tisch, schreit, nein brüllt: »Mich kotzt das hier alles an! Ich will hier raus! Ich will wieder zur See fahren! Ich mache diese Gebissfummelei einfach nicht mehr länger mit. Das soll machen, wer will. Ich nicht, nein, ich bestimmt nicht.« Sein Kopf sinkt langsam auf die Tischplatte, er lallt: »Ich möchte doch so gerne wieder zur See fahren ...«

Matrosenzeit, auch als schwedischer »Gastarbeiter«

Da sitzt er nun, in Hamburg-Altona, im »Heuerstall« bei dem berühmt-berüchtigten Käpt'n Heitorf. Es ist für Hans gar nicht so leicht gewesen, alle erforderlichen Unterlagen zusammenzubekommen, zumal er ja vorbestraft ist. Aber die Engländer haben ihm, was er noch heute dankend anerkennt, die sogenannte »Exit Permit« schließlich doch erteilt.

Ein kleiner, verqualmter Raum. Ein wackeliger Tisch, ein paar Stühle und rund ein Dutzend Seeleute, die ihre Seesäcke, Pappkartons oder Köfferchen dabei haben. Auch Hans ist unter ihnen. Alles ist mit Hilfe der Mutter liebevoll verpackt worden für den unternehmungslustigen See-



Abb. 9 Neuanfang bei der Handelsmarine auf dem Küstenewer PALME.

mann. Käpt'n Heitorf lässt sich seine Papiere zeigen, schaut neugierig herein, muss ja schließlich wissen, welche Leute er den Schiffskapitänen anzubieten hat. Hans hat in Sachen Handelsmarine noch nichts aufzuweisen, besitzt lediglich eine Bescheinigung über seine Kriegsmarinekommandos. Die hat er von einer Dokumentenzentrale in Berlin geschickt bekommen. Kapitäne kommen herein, stehen begutachtend vor den einzelnen Bewerbern, lassen sich deren Papiere zeigen, stellen Fragen. Aber schließlich geht alles sehr schnell. Ein Schiffseigner zeigt sich interessiert und ist gewillt, ihn einzustellen. So gelangt Hans nach Uetersen, nicht weit von Hamburg.

PALME heißt das Schiff. Ein kleines, uraltes Motor-Segelschiff, welches 120 Tonnen laden kann, 50 PS Glühkopfmotor, 5 Knoten schnell, drei Mann Besatzung: der Kapitän, sein 20-jähriger Sohn und Hans, der neue Leichtmatrose. 50 Mark im Monat soll er kriegen. Vorne im Logis ein kleiner Tisch, zwei Kojen, zwei Sitzbänke, kleine Schränke, Petroleumlampe, Ofen, und überall viel Rost. Arbeit en masse, aber sie sind in familiärer Atmosphäre alle fleißig dabei, bis weit in die Dunkelheit. Auf die Uhr schauen sie dabei nicht. Sie laden in Hamburg Getreide für das Ruhrgebiet, kommen mit Kohle zurück.

»Ist dies die Erfüllung meines Traumes von der Seefahrt, von der großen weiten Welt? Nein!«, sagt er sich. So sitzt er denn nach einigen Monaten beim Alten in der Kammer, weiß gar nicht so recht, wie er es anfangen soll, druckst herum. Der Käpt'n spürt, was in der Luft liegt, sagt: »Mein Junge, du willst wohl nicht mehr bei uns bleiben?« Der Bann ist gebrochen. Hans sagt: »Es fällt mir ja selbst schrecklich schwer, von Bord zu gehen. Aber was soll ich machen? Mit der Heuer, die ich hier verdiene, kann ich das Geld für die Schule nicht in zehn Jahren zusammenbekommen. Und ich möchte ja später gerne auf großen Schiffen fahren. Wenn ich hier zu lange bleibe, dann habe ich nachher überhaupt keine Ahnung, wie es auf einem richtigen Dampfer zugeht. Und andere Länder möchte ich auch gerne kennenlernen, nicht nur hier auf den Kanälen rumschippeln.« Der »Alte« begreift, sagt dann, fast ein wenig gerührt: »Ich versteh dich ja, mein Junge, will dir auch keine Steine in den Weg legen.«

Am nächsten Morgen begleiten ihn der Kapitän und sein Sohn zur Bahn. Hans will versuchen, auf ein skandinavisches Schiff zu kommen. Größere deutsche Schiffe gibt es um diese Zeit kaum noch. Er mustert für ein paar Monate auf einem etwas größeren deutschen Küstenmotorschiff an, um in Schweden an Ort und Stelle zu erkunden, wie er es am besten anstellen soll.

Abb. 10 Unter
schwedischer Flagge:
SS ROSLAGEN.



Ende Juli 1949. Hans ist in Bremen von Bord gegangen. Er war mehrere Male in Schweden und weiß jetzt genau, wie er es anstellen wird. Bremen ist halb zerstört. Er teilt sich mit fünf Mann eine kleine Kammer auf einem uralten Wohnschiff. Auf dem schwedischen Konsulat sagt man ihm, dass über hundert Seeleute ein schwedisches Schiff suchen würden. Stundenlang tippelt Hans durch den Hafen, von Schwedendampfer zu Schwedendampfer. »Hauen Sie ab«, wird ihm oft schon von weitem zugerufen, bevor er überhaupt auf der Gangway angelangt ist. Wie ein Spitzbube kommt er sich vor. Die Füße schmerzen, das Geld ist verbraucht, er ist hungrig. Aber er trifft gute Menschen. Im Industriehafen kommt er bei einer Handwerkerfamilie unter, wo er bleiben darf, bis er ein Schiff gefunden hat.

Ein paar Tage später steht Hans auf einem schwedischen Dampfer. ROSLAGEN heißt das Schiff. Irgendwie hat er einen guten Draht zum Ersten Offizier, einem Finnen, und zu dem schwedischen Kapitän. »Wir könnten einen Mann wie Sie wohl noch gebrauchen«, sagt der »Erste« nach Überprüfung der Unterlagen, »aber wir haben keinen Kammerplatz mehr bis Schweden.« »Macht gar nichts«, erwidert Hans, »dann schlafe ich eben solange dort, wo ich mich hinlegen kann.« Sie sind irgendwie angetan von dieser Antwort, meinen schließlich: »Morgen Mittag laufen wird aus. Wenn Sie es bis dahin fertig bringen, die erforderlichen Genehmigungen zu beschaffen, dann nehmen wir Sie mit. Aber vergessen Sie nicht, wir haben heute Sonnabend und das schwedische Konsulat ist geschlossen. Auch bei den Amerikanern ist kein Mensch mehr da.« Im Stillen glauben sie selbst nicht daran, dass er es schaffen kann.

Auf dem Schiff gibt es einen Deutschen, den Dritten Steuermann, der gemeinsam mit seiner Frau Hans zu Hilfe kommt. Sie machen die Adressen der entscheidungsbefugten Personen ausfindig, tauchen dann, teilweise nach telefonischer Voranmeldung, in den Privatwohnungen der Betroffenen auf. Zweimal müssen diese extra noch einmal gemeinsam mit ihnen zur Dienststelle fahren, weil dort die Formulare und die Dienstsiegel liegen. Bis zum Abend hat Hans schließlich dank des Verständnisses aller Beteiligten die benötigten Unterschriften beisammen. Seine rührenden Gastgeber begleiten ihn bis zum Schiff, seiner neuen Heimat, wo er über ein Jahr lang bleiben wird. Jetzt ist er »Lättmatros« auf einem Schwedendampfer! Er kann es kaum fassen. Ist das möglich? Soviel uneigennützigte Hilfsbereitschaft an einem einzigen Tage! Amerikaner, Deutsche und Schweden waren es, die sich so für ihn einsetzten.

Die ROSLAGEN ist ein richtiges Arbeitsschiff mit 30 Mann Besatzung aus sieben Nationen.

6000 Tonnen kann der Dampfer, der schon einige Jahrzehnte auf dem Buckel hat, laden. Nach kurzer Zeit erhält Hans eine gute Unterkunft in einer Zwei-Mann-Kabine und genießt die reichliche und erstklassige Verpflegung an Bord. Die Fahrten der ROSLAGEN führen ihn nach Schweden, Norwegen, Polen, England, Italien, Nordafrika, und sein Verdienst ist um das Siebenfache höher als auf dem »Klütener«.

Die Stimmung allerdings ist nicht die Beste, und eines abends schnappt Hans einige Brocken Schwedisch auf, die er mit Hilfe eines Lexikons übersetzen kann: »Deutsches Schwein, man müsste ihn ausbords werfen.« Hans ist schockiert und wird von nun an immer sein Bordmesser bei sich haben, wenn er nachts alleine als Ausguck auf der Back steht. Er ahnt auch, weshalb man ihn in dieser bedrohlichen Weise ins Visier genommen hat: Er musste ja bei seiner Anmusterung auch die Bescheinigung über die Kriegsmarinetätigkeiten vorlegen. Das hat sich wohl herumgesprochen. Alle wissen jetzt, dass er Leutnant zur See gewesen ist. Hinzu kommt, dass es Leute an Bord gibt, die persönlich unter jenen Hitlerjahren zu leiden hatten. Einer der Matrosen, ein großer, untersetzter, muskulöser Mann, ist viermal von deutschen Unterseebooten versenkt worden. Einmal davon hat er sich als einziger von einem brennenden Tanker retten können. Ein anderer, ein norwegischer Steward, saß mehrere Jahre in einem deutschen Konzentrationslager.

Hans findet auf dem Schiff jedoch auch einen guten Freund, den Bootsmann. Dieser hat in Emden seine Braut sitzen, eine Deutsche. Hans hat nun ständig die ehrenvolle Aufgabe, die in allen Häfen eintrudelnden Liebesbriefe zu übersetzen. So kommen sie mehr und mehr ins Gespräch. Eines Tages sagt der Bootsmann zu Hans: »Du musst nicht immer so viele Überstunden machen. Das passt den anderen nicht.« Der Erste Offizier mosert sie immer an, sagt: »Der Deutsche macht dauernd Überstunden, und ihr faulen Säcke wollt nicht.« In die Gewerkschaft muss Hans auch unbedingt eintreten, wenn sie wieder in Luleå sind, sonst kann er nicht lange an Bord bleiben. Ihm bleibt überhaupt keine andere Wahl. Er verhält sich so, wie man es ihm geraten hat.

Die schwedische Besatzung ist dem Schnaps zwar keineswegs abgeneigt, aber wenn es darauf ankommt, dann können sie arbeiten, hart arbeiten. Und was die verschiedenen Arbeiten auf einem solchen »Pott« anbelangt, muss Hans noch allerhand lernen. Alles ist ganz anders als auf dem kleinen Küstenerwer. Aber mit der Zeit macht er immer mehr Fortschritte, gehört bald zum »Stamm« der Besatzung, denn es ist ein stetiges Kommen und Gehen auf dem Schiff. Unter der Mannschaft sind jedoch auch ordentliche, fleißige und hilfsbereite Kameraden. An die versucht sich Hans zu halten. »Warte ab, bis wir nach England kommen«, haben sie ihm gesagt. »Du wirst den Unterschied spüren zwischen den Engländern und euch Deutschen.«

In Middlesbrough begegnet Hans freundlichen Menschen. Ein altes Mütterchen schenkt ihm gar ihre Seifenkarte, denn Seife gibt es im England der ersten Nachkriegsjahre nur auf Marken. Er wird eingeladen »for a beer«. Es ist knüppeldickevoll in dem Lokal. Die Engländer verzichten auf ihren Sitzplatz, für ihn, den Deutschen, reden mit ihm über den irrsinnigen Krieg, auch über begangene Gräueltaten, fragend, sachlich, auch selbstkritisch. Habe er davon gewusst? »Nein«, sagt er, »wirklich nicht.« Man tauscht Kriegserfahrungen aus. »Wo warst du?« »In Frankreich, auch in England, auf euren Kanalinseln.« Das gibt neuen Gesprächsstoff, ohne Hass, nein, mitunter fast sportlich. Einer war britischer Jagdflieger, fast an derselben Stelle eingesetzt, um die gleiche Zeit herum. Ob sie sich damals wohl begegnet sind? Und jetzt sitzen sie sich hier einträchtig und friedlich gegenüber, mögen sich sogar. »Die uns diesen verfluchten Krieg eingebracht haben, hätten ihre Suppe unter sich auslöffeln sollen, im Duell, mit Pistole oder Säbel«, meint einer.

Überall in Europa gibt sich Hans ohne Umschweife als Deutscher zu erkennen. Dass er dabei auch mal auf Ressentiments stößt, muss er hinnehmen. Am meisten bekommt er dies in den Niederlanden zu spüren, in Rotterdam. Die Holländer zeigen ihm ihre zerbombte Stadt, auch

die Stelle, an welcher etliche Untergrundkämpfer erschossen worden sind. »Schau her, das habt ihr Deutschen alles gemacht! Habt unser Land einfach so überfallen. Mitten im Frieden!« Was soll er sagen? Er sieht die Auswirkungen mit seinen eigenen Augen. Wenn er nun sagt, dass es auch in Deutschland überall ähnliche Bilder gibt, in Dresden, Hamburg, Köln, Berlin? Sie würden es nicht verstehen, würden sagen: »Aber ihr habt den Krieg begonnen, ihr habt die ersten Bomben geworfen!« Schließlich zeigen sie ihm, nicht ohne Stolz, ihr Rotterdam. »Wir müssen alles gemeinsam wieder aufbauen, müssen zusammenrücken, als Europäer! Das ist das Vermächtnis dieses gottverdammten Krieges. Das ist aber auch unsere Chance, unsere einzige, vielleicht auch unsere allerletzte Chance!«

Schließlich steuern sie auch Kurs Richtung Mittelmeer, und für den 15. September 1950 vermerkt Hans in seinem Tagebuch: *Während meiner Nachtwache passieren wir die Kanalinseln. Ein ganzes Jahr lang bin ich dort während des Krieges herumgeschippert. Aber damals fuhren wir ohne Positionslaternen, und alle Mann standen in fiebernder Spannung an den Geschützen. Jeder Schatten und jedes Geräusch konnte Tod und Verderben bedeuten, und ich muss in dieser Stunde manches Kameraden gedenken, den wir hier auf den Kanalinseln zur letzten Ruhestätte begleiteten. Nur richtige »Helden« mögen eine Freude am Krieg haben. Zu dieser Sorte Menschen zähle ich mich jedoch nicht. Heute, nach gut fünf Jahren, sieht es hier anders aus: Friedlich ziehen viele Schiffe ihres Weges, Schiffe aus aller Herren Länder, und wo Gefahr droht, zeigen uns Leuchtfeuer den rechten Kurs. Jetzt fragt kein Mensch mehr danach, ob wohl gerade ein Russe, ein Amerikaner, ein Deutscher oder ein Franzose die Inseln passiert. Die Feuer wollen jedem Schiff ein Helfer sein, denn auf jedem Schiff leben Menschen, die vor Unheil bewahrt werden müssen. Möge nie wieder eine Zeit kommen, in der das Menschenleben nicht mehr wert ist als eine Zahl auf einem Stück Papier ...*

14 Monate bleibt Hans auf der ROSLAGEN, dann geht er in Stockholm an Land und sucht sich ein anderes Schiff, dieses Mal als Matrose. Er will neue Erfahrungen sammeln, mehr Geld verdienen für die Schule. Schließlich heuert er in Södertälje auf der FRIGG an, einem noch älteren Schiff als die ROSLAGEN, auch wesentlich kleiner. Auch hier gibt es eine bunt zusammengewür-



Abb. 11 Eisfahrt auf FRIGG, Winter 1950/51.



Abb. 12 TANGER bei der Verladung von Bananen und Tomaten in Las Palmas, 1951.



Abb. 13 Dreimastschoner UWE URSULA, 1951.

felte internationale Besatzung. Viele Finnen sind darunter, die alle Sympathie für Deutschland und die Deutschen hegen.

Es ist Winterzeit. Sie schippern in der Ostsee herum, transportieren Kohlen von Polen nach Schweden. Der Alkohol fließt in Strömen, täglich, kann man sagen. Gdynia (einst Gotenhafen), Gdańsk (Danzig) und Szczecin (Stettin) sind die polnischen Anlaufhäfen. Hans hatte sie alle während des Krieges kennengelernt. Viele Gedanken bewegen ihn bei diesem Wiedersehen. An Land darf er nicht, als Deutscher. Die anderen tun dies umso mehr, betrinken sich, werden auch mal von der polnischen Polizei in Gewahrsam genommen. Hans schiebt Nachtwache, jeden Tag. Das bringt viele Überstunden und jede Menge Geld. Seine Kameraden sind froh über diese Lösung.

Doch lange hält es Hans nicht auf der FRIGG angesichts der dort herrschenden katastrophalen hygienischen Verhältnisse. Nach eineinhalb Jahren Schwedendampferzeit mustert er ab und begibt sich per Bahn auf die Heimreise nach Deutschland. Das Geld, das er mittlerweile angespart hat, reicht schon fast für den Besuch der Seefahrtsschule. Ihm fehlen allerdings noch neun Monate Fahrenszeit »vor dem Mast«, die er nachzuweisen hat, aber die möchte er auf deutschen Schiffen absolvieren.

Genau zehn Tage hält sich Hans in Meldorf auf, in seinem Elternhaus. Dort ist er in jenen Tagen eine Art Sensation. Wer kommt denn schon so weit in der Welt herum, gleich nach dem Krieg? Überall wird er angesprochen, muss berichten. Aber nichts kann ihn halten. Er fährt mit

Sack und Pack nach Hamburg und findet auch sofort ein Schiff, einen Neubau, die TANGER der Oldenburg-Portugiesischen Dampfschiffs-Rhederei (OPDR; die Seeleute sagen: »O Plage Dich Redlich«).

Hier erwarten Hans ganz andere Verhältnisse, angefangen vom Personal, das ausgesucht ist und nur aus Deutschen besteht. Wer nicht spurt, kann seine Sachen packen. Arbeit gibt es in Hülle und Fülle. Sie laden Zement in Säcken. Nach dem Löschen der Ladung in Las Palmas oder Santa Cruz de Tenerife beginnt das große Reinschiff machen. Mit Taschentüchern vor Mund und Nase säubern sie die Laderäume. Auch nach Tunesien fahren sie, das sich noch in französischer Hand befindet. Sie sind das erste deutsche Schiff nach dem Krieg, welches in Bizerta einläuft. Als sie abends für ein paar Stunden an Land gehen, sind sie im Nu umgeben von etlichen Arabern, die sie johlend auf ihrem Wege begleiten. »Rommel, Rommel«, »Allemand, Allemand« und »Heil Hitler« schreien sie in einem fort. Die Mannschaft will aber ihre Ruhe haben, nichts mit der französischen Polizei zu tun bekommen, und zieht sich in irgendein Lokal zurück, um keinen Argwohn zu erregen.

Schließlich benötigt Hans für den Schulbesuch noch den Nachweis von drei Monaten Segelschiffszeit, die er auf dem Dreimastschoner UWE URSULA ableistet. Im stürmischen Herbst und Winter des Jahres 1951 durchpflügt der Segler, wann irgend möglich unter vollen Segeln, die Ostsee, holt Holz aus Finnland und Kohle aus Szczecin. Dann beginnt in Elsfléth mit dem Besuch der Seefahrtsschule ein neuer Lebensabschnitt, den Hans und seine Frau Erika eingehend in ihrem Buch »Haßliebe Große Fahrt«⁹ beschrieben haben.

Anmerkungen:

- 1 Der vorliegende Beitrag ist ein Ausschnitt aus den unter Rückgriff auf Tagebücher der Familie sowie private Aufzeichnungen und Gespräche entstandenen, bislang unveröffentlichten Lebenserinnerungen des Verfassers.
- 2 Zu Beginn des Krieges hatte Hermann Göring erklärt, er wolle Hermann Meyer heißen, sollte jemals ein feindliches Flugzeug die deutschen Reichsgrenzen überfliegen. Vgl. Kurt Zentner: *Illustrierte Geschichte des Zweiten Weltkrieges*. 8. Aufl. München 1973, S. 360.
- 3 Scherzhaft für Janmaat = Matrose/Seemann.
- 4 Während seiner Zeit bei der Bundesmarine (ab 1959) wurde der Verfasser für die Dauer eines halben Jahres als einziger ausländischer Teilnehmer zu einem Lehrgang in die USA kommandiert, von wo er mit überwiegend sehr positiven oder nachdenklich stimmenden Erfahrungen zurückkehrte. In seinen diesbezüglichen Niederschriften beschreibt er auch die nachfolgende Begebenheit: *Des Öfteren geraten sie bei der Ankunft im Kasernenbereich in die Flaggenparade hinein. Dann stehen sie in strammer Haltung Seite an Seite. Erweisen der amerikanischen Flagge, die langsam den Mast emporsteigt, den militärischen Gruß. Und seine Gedanken schweifen zurück. 20 Jahre ist es inzwischen her, seit er diese Flagge nur wenige Meter von sich entfernt wehen sah, auf jenem amerikanischen PT-Boot, welches sie angegriffen hatte. »Auch diese jetzt neben dir stehenden Kameraden, die du achten und schätzen gelernt hast, hätten damals mit auf dem Boot sein können«, so geht es ihm durch den Kopf, »Wahnsinn, dies alles!«*
- 5 Nach seiner Versetzung in den Ruhestand veröffentlichte der Verfasser in Zusammenarbeit mit amerikanischen, britischen sowie deutschen Dienststellen und Zeugen mehrere Berichte über die erwähnten Ereignisse: S-Bootsgefecht in Qu BF 3812. In: Köhlers Flottenkalender 1988, S. 174–184; verschiedene engl. Fassungen, u.a.: *The Story of the PT 509. Analysis of an Unusual Naval Engagement off Jersey*. In: *Channel Islands Occupation Review* 1988, S. 80–95. – Unter Federführung der Channel Islands Occupation Society, besonders Michael Ginns' und seiner Frau Margaret, kam es am 6./7. Oktober 1987 zu einem harmonischen amerikanisch-britisch-deutschen Gedenktreffen mit Kranzniederlegung (»to the fallen of all nations«). Noch heute gibt es Kontakte mit einigen amerikanisch-englischen Zeitzeugen; nachdenkenswert ein Schreiben eines Veters des gefallenen US-Kommandanten vom 16. Dezember 2004: »Harry war immer stolz auf seine deutsche Abstammung.« In der Jersey-Presse fand das Treffen positive Beachtung. Die »Jersey Evening Post« berichtete in ihrer Ausgabe vom 7. Oktober 1987 unter anderem: »Alte Feinde wurden hier Freunde, als sie sich die Hände schüttelten und gemeinsam lachten, trotz der Erinnerungen an Gräueltaten des Krieges. [...] Man kann niemanden hassen, der einem das Leben gerettet hat. [...] Wir stehen hier gemeinsam in Frieden, Freiheit und Verständnis.« Auf einem Gedenkstein für die 1988 verstorbene Margaret Ginns ist zu lesen: *Let there be reconciliation between all nations*.
- 6 Lies, von hinten nach vorn: »London«.
- 7 Minenräumboot R 414 der 2. Räumboottflottille: Bauwerft Abeking & Rasmussen, Indienstellung 20. Januar 1945, Länge 39,35 m, Breite 5,72 m, Tiefgang 1,50 m, Geschwindigkeit 22 kn, 2 Dieselmotoren, zusammen 2500 PS, Bewaffnung: eine 3,7-cm-Flak, sechs 2-cm-Flak (3x Doppel), zwei 8,6 RAg M 42, vier MG 34 in Doppelhalterungen.

- 8 1. Aufl. u.d.T. *Hol nieder Flagge: Ereignisse um ein Standgericht. Ein authentischer Bericht.* Hrsgg. von Siegfried Stölting. Bremerhaven 1989; 2. Aufl. u.d.T. *Hol nieder Flagge! Ereignisse um ein Standgericht – Mai 1945.* Bearb. u. hrsgg. von Siegfried Stölting. Hamburg 2001.
- 9 Hans und Erika Constabel: *Haßliebe Große Fahrt.* Briefdialoge dokumentieren Freud und Leid einer jungen Seemannsehe. Bremen 2005. – 1953 ging der Verfasser als Nautiker zur Reederei »Hamburg Süd«, legte 1955 die Prüfung zum Kapitän auf Großer Fahrt ab, wurde 1958 Ausbildungsoffizier an der Seemannsschule in Hamburg und ging 1959 wieder zur Marine.

A Slice of Time: Memories of Seafaring in the 1940s

Summary

This first-hand report sheds light on a phase in German shipping history in which the end of World War II marked a decisive turning point. The author describes his career and experiences during the “Third Reich” – from his service in the Hitler Naval Youth and training for wartime naval activity to his deployment to operations off the British Channel Islands and the western front, his return to Germany and his imprisonment – as well as in the difficult stage of the merchant marine’s new post-war beginnings, first on Swedish, later on German ships, and finally his attendance of navigation school in 1951. Not only the initial enthusiasm with regard to the war and the lessons learned from the war events are conveyed. The encounters with persons of various nationalities also grant a certain insight into the employment of German seamen abroad in the period immediately following the war. The article is an excerpt from the author’s hitherto unpublished memoirs, which were written on the basis of diaries kept by members of the family, personal notes and conversations.

Les copeaux du temps. Souvenirs de la navigation dans les années 1940

Résumé

Le présent témoignage éclaire un passage de l’histoire de la navigation allemande, qui marqua une césure décisive à la fin de la Deuxième Guerre mondiale. L’auteur décrit sa carrière et ce qu’il a vécu au cours du Troisième Reich : depuis le service dans la marine des Jeunesses hitlériennes jusqu’à la fréquentation de l’école de marine marchande en 1951 à l’époque difficile de la reconstruction allemande, tout d’abord sur des navires suédois, puis allemands, en passant par l’apprentissage de « *Kriegsmariner* » (matelot de guerre), l’intervention devant les îles anglaises de la Manche et sur le front ouest, avant le retour au pays et l’internement. Non seulement les premiers temps de l’enthousiasme pour la guerre et les leçons tirées des événements sont apparents, mais les rencontres avec les appartenants à différentes nations éclairent en outre la façon dont ont été reçus les marins allemands à l’étranger au cours des années qui suivirent la guerre. L’article est un extrait des souvenirs de l’auteur, jusqu’ici non publiés, qui a vu le jour en recourant aux journaux intimes de la famille ainsi qu’à des descriptions privées et des conversations.